

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 17 (1913-1914)
Heft: 12

Artikel: Der glückliche Prinz
Autor: Wilde, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Menschenlos.

Nachdruck verboten.

Wer zu viel des Licht's geschaut,
Muß erblinden vor der Zeit,
Ehe noch der Tag ergraut,
Wandert er in Dunkelheit.

Wer zu viel des Glücks genoss,
Stürzt hinab in Nacht und Leid,
Ehe noch der Tag verfloß,
Wandert er in Dunkelheit.

Die mit Kränzen sich belaubt —
Liegt auch Glück und Jugend weit —
Strahlend heben sie ihr Haupt
Über Nacht und Dunkelheit.

K. E. Hoffmann.

Der glückliche Prinz.

Von Oskar Wilde.

Hoch über der Stadt stand auf einer mächtigen Säule die Statue des glücklichen Prinzen. Sie war über und über mit dünnen Goldblättchen bedeckt, statt der Augen hatte sie zwei glänzende Saphire, und ein großer roter Rubin leuchtete auf seiner Schwertscheide.

Allez bestaunte und bewunderte ihn sehr. „Er ist so schön wie ein Wetterhahn,“ bemerkte einer der Stadträte, der darauf aus war, für einen in Kunstdingen geschmackvollen Mann zu gelten; „bloß nicht ganz so nützlich“, fügte er hinzu, da er fürchtete, man könnte ihn sonst für unpraktisch halten, was er durchaus nicht war.

„Warum bist du nicht wie der glückliche Prinz?“ fragte eine empfindsame Mutter ihren kleinen Jungen, der weinend nach dem Mond verlangte. „Dem glücklichen Prinzen fällt es nie ein, um etwas zu weinen.“

„Ich bin froh, daß es wenigstens einen gibt, der in dieser Welt ganz glücklich ist,“ sagte leise ein Enttäuschter mit einem Blick auf das wundervolle Standbild.

„Er sieht genau aus wie ein Engel,“ sagten die Waisenkinder, als sie in ihren purpurroten Mänteln und sauberen Vorsteckläschen aus der Kathedrale kamen.

„Wie könnt ihr das wissen?“ fragte der Mathematiklehrer, „ihr habt doch nie einen gesehen.“

„O doch, im Traum“, antworteten die Kinder; und der Mathematiklehrer runzelte die Stirn und machte ein sehr strenges Gesicht, denn er billigte Kinderträume nicht.

Da flog eines Nachts ein kleiner Schwälberich über die Stadt. Seine Freunde waren schon vor sechs Wochen nach Ägypten gezogen, aber er war zurückgeblieben, weil er sich in eine ganz wunderschöne Schilfrispe verliebt hatte. Ganz zeitig im Frühling hatte der Schwälberich die Ripse zum erstenmal gesehen, als er gerade hinter einer großen gelben Motte her über den Fluß flog, und war von der Schlankheit der Ripse so entzückt gewesen, daß er halt gemacht hatte, um mit ihr zu plaudern.

„Soll ich dich lieben?“ fragte der Schwälberich, der es liebte, immer gleich gerade auf sein Ziel loszugehen. Und die Schilfrispe verneigte sich tief vor ihm. So flog er immer und immer um die Schlanke herum, rührte leicht das Wasser mit seinen Flügeln und machte kleine silberne Wellen darauf. Das war die Art, wie er warb, und es dauerte den ganzen Sommer hindurch.

„Das ist ein lächerliches Attachement“, zwitscherten die andern Schwälben, „die Schilfrispe hat gar kein Vermögen und viel zu viel Verwandte,“ und in der Tat war der Fluß ganz voll von Schilf. Als dann der Herbst kam, flogen sie alle davon.

Als sie fort waren, fühlte sich der Schwälberich einsam und fing an, seiner romantischen Liebe überdrüssig zu werden. „Sie kann sich gar nicht unterhalten,“ sagte er, „und ich fürchte, sie ist eine Kokette, denn sie flirtet immer mit dem Wind.“ Wirklich machte die Schilfrispe, so oft der Wind blies, die graziösesten Verbeugungen.

„Ich gebe gerne zu, daß sie sehr häuslich ist,“ fuhr er fort, „aber ich liebe das Reisen, und deshalb soll meine Frau es auch lieben.“

„Willst du mit mir fort?“ fragte der Vogel endlich die Ripse; die aber schüttelte den Kopf — sie hing so sehr an der Heimat.

„Du hast mit mir gespielt,“ rief da der Schwälberich, „ich mache mich auf nach den Pyramiden. Leb wohl!“ Und flog davon.

Den ganzen Tag über flog er und erreichte gegen Abend die Stadt. „Wo soll ich absteigen?“ sagte er; „hoffentlich hat die Stadt Vorbereitungen getroffen.“

Da sah er das Standbild auf der hohen Säule. „Hier will ich absteigen,“ rief er, „es hat eine hübsche Lage und viel frische Luft.“ Und damit ließ er sich gerade zwischen den Füßen des glücklichen Prinzen nieder.

„Ich habe ein goldenes Schlafzimmer,“ sagte er wohlgefällig zu sich selber, während er herumschaute und sich anschickte, schlafen zu gehen; aber

gerade, als er seinen Kopf unter seinen Flügel stecken wollte, fiel ein großer Regentropfen auf ihn nieder. „Wie sonderbar!“ rief er, „am Himmel ist nicht das kleinste Wölkchen, die Sterne sind hell und leuchten, und doch regnet es. Das Klima im nördlichen Europa ist schon wirklich abscheulich. Die Schilfrispe liebte ja den Regen sehr, aber das war bloß ihr Egoismus.“

Da fiel ein zweiter Tropfen.

„Was für einen Zweck hat dann eigentlich eine Statue, wenn sie nicht den Regen abhalten kann?“ sagte der Vogel; „ich muß mich lieber nach einem guten Schornstein umsehen,“ und er wollte schon fortfliegen.

Doch bevor er noch seine Flügel ausgebreitet hatte, fiel ein dritter Tropfen; er schaute in die Höhe und sah — ja, was sah er?

Die Augen des glücklichen Prinzen waren voll Tränen, und Tränen liefen ihm über die goldenen Wangen. Sein Gesicht war so wunderschön im Mondlicht, daß den Schwälberich das Mitleid faßte.

„Wer bist du?“ sagte er.

„Ich bin der glückliche Prinz.“

„Weshalb weinst du denn?“ fragte der Vogel. „Du hast mich ganz naß gemacht.“

„Als ich noch am Leben war und ein Menschenherz hatte,“ antwortete das Standbild, „da wußte ich nicht, was Tränen sind, denn ich lebte in dem Palast Ohnsorge, in den die Sorge keinen Zutritt hat. Tagsüber spielte ich mit meinen Gefährten im Garten, und des Abends führte ich den Tanz in der großen Halle. Rund um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, aber nie dachte ich daran zu fragen, was wohl dahinter läge, so schön war alles um mich her. Meine Höflinge nannten mich den glücklichen Prinzen, und glücklich war ich in der That, wenn Vergnügen Glück bedeutet. So lebte ich und so starb ich. Und nun, da ich tot bin, haben sie mich hier hinaufgestellt, so hoch, daß ich alle Häßlichkeit und alles Elend meiner Stadt sehen kann, und wenn auch mein Herz von Blei ist, kann ich nicht anders als weinen.“

„Wie, es ist nicht von echtem Gold?“ sprach der Vogel zu sich. Denn er war zu höflich, als daß er eine so persönliche Bemerkung laut gemacht hätte.

„Weit, weit von hier,“ fuhr die Statue mit einer leisen, melodischen Stimme fort, „weit, weit von hier in einer kleinen schmalen Gasse steht ein armseliges Haus. Eins der Fenster ist offen, und so sehe ich eine Frau am Tische sitzen. Ihr Gesicht ist mager und verhärmt, und sie hat rauhe, rote Hände, nadelzerstochen, denn sie ist eine Näherin. Sie sticht Passionsblumen in ein Seidenkleid, das die schönste von den Ehrendamen der Königin am nächsten Hofball tragen soll. In einem Winkel des Zimmers liegt ihr kleiner Junge krank im Bett. Er fiebert und verlangt nach Pomeranzen. Die Mutter kann ihm nichts mehr geben als Wasser aus dem

Fluß, und daher weint er. Vogel, Vogel, kleiner Vogel, willst du ihr nicht den Rubin aus meiner Schwertscheide hinbringen? Meine Füße sind an den Sockel befestigt, und ich kann mich nicht bewegen.“

„Man erwartet mich in Ägypten,“ sagte der Schwälberich. „Meine Freunde fliegen den Nil auf und nieder und unterhalten sich mit den großen Lotosblüten. Bald werden sie sich in dem Grab des großen Königs schlafen legen. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und mit Spezereien balsamiert. Um seinen Hals liegt eine Kette aus blaßgrünem Nephrit, und seine Hände sind wie vertrocknete Blätter.“

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „wilst du nicht diese eine Nacht bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Knabe ist so durstig und die Mutter so traurig.“

„Ich glaube, ich mache mir nichts aus Knaben,“ antwortete der Schwälberich. „Als ich im letzten Sommer am Fluß wohnte, da waren so rohe Buben, des Müllers Söhne, die immer Steine nach mir warfen. Getroffen haben sie mich natürlich nie, denn wir Schwalben fliegen dafür viel zu gut, und ich stamme zudem aus einer Familie, die wegen ihrer Behendigkeit berühmt ist; aber es war doch immerhin ein Zeichen von Respektlosigkeit.“

Aber der glückliche Prinz sah so traurig, daß es den kleinen Schwälberich bekümmerte. „Es ist sehr kalt hier,“ sagte er, „aber ich will trotzdem diese eine Nacht bei dir bleiben und dein Bote sein.“

„Ich danke dir, kleiner Vogel,“ sagte der Prinz.

So pickte der Schwälberich aus des Prinzen Schwert den großen Rubin und flog mit ihm weg über die Dächer der Stadt und trug ihn im Schnabel.

Er flog an dem Turm des Domes vorbei, auf dem die weißen Marmorengel stehen. Er flog über den Palast hin und hörte die Musik von Tanzweifen. Ein schönes Mädchen trat mit seinem Geliebten auf den Balkon hinaus. „Wie wundervoll die Sterne sind,“ sagte er zu ihr, „und wie wunderbar die Macht der Liebe!“ „Hoffentlich wird mein Kleid zum Staatsball fertig,“ antwortete sie, „ich lasse mir Passionsblumen darauf stecken; aber die Schneiderinnen sind so faul.“

Er flog über den Fluß und sah die Laternen an den Schiffsmasten. Er flog über das Ghetto und sah die alten Juden miteinander handeln und auf kupfernen Wagen das Geld wiegen. Endlich erreichte er das armselige Haus und schaute hinein. Der Knabe warf sich fiebernd, und die Mutter war vor Müdigkeit eingeschlafen. Hinein ins Zimmer hüpfte der Schwälberich und legte den Rubin auf den Tisch gerade neben den Fingerhut der Frau. Dann kreierte er leise um das Bett und fächelte des Jungen Stirn mit den Flügeln. „Wie kühl mir ist,“ sagte der Knabe, „ich glaube, es wird mir besser,“

und er sank in einen köstlichen Schlaf. Darauf flog der Schwälberich zurück zu dem glücklichen Prinzen und erzählte ihm, was er getan. „Merkwürdig,“ sagte er, „mir ist mit einemmal ganz warm geworden, obgleich es so kalt ist.“

„Das kommt von deiner guten Tat,“ sagte der Prinz. Und der kleine Vogel begann darüber nachzudenken und schlief ein. Denken machte ihn immer schläfrig.

Als der Tag anbrach, flog der Vogel hinab zum Fluß und nahm ein Bad. „Was für ein bemerkenswertes Phänomenon,“ sagte der Professor der Ornithologie, während er über die Brücke ging, „eine Schwalbe im Winter!“ Und er schrieb darüber einen langen Brief an die Lokalzeitung. Alles sprach von diesem Aufsatz, der so wortreich war, daß niemand ihn verstehen konnte.

Heut nacht mach ich mich auf nach Ägypten,“ sagte der Schwälberich und war hochvergnügt bei dem Gedanken. Er besuchte alle Denkmäler und öffentlichen Bauwerke der Stadt und saß lange auf der Kirchturmspitze. Wo immer er hinkam, da piepten die Spagen, und einer sagte zum andern: „Was für ein vornehmer Fremder!“ und dabei amüsierte sich der Schwälberich sehr.

Als der Mond aufging, flog er zurück zu dem glücklichen Prinzen.

„Hast du irgendwelche Aufträge für Ägypten?“ rief er, „ich reise gerade dahin ab.“

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?“

„Ich werde in Ägypten erwartet,“ antwortete der Schwälberich. „Morgen fliegen meine Gefährten zum zweiten Katarakt hinauf. Dort liegt das Nilpferd unter den Binsen und auf einem großen granitnen Tron sitzt der Gott Memnon. Die ganze Nacht lang blickt er zu den Sternen, und wenn der Morgenstern aufglänzt, stößt er einen langen Freudenschrei aus, und dann ist er wieder still. Zu Mittag kommen die gelben Löwen ans Flußufer, um zu trinken. Sie haben Augen wie grüne Berulle, und ihr Gebrüll übertönt das Brüllen des Katarakts.“

„Vogel, Vogel, mein kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „weit weg über der Stadt sehe ich einen jungen Mann in der Dachstube. Er lehnt sich über einen mit Papieren bedeckten Tisch, und neben ihm steht in einem Wasserglase ein kleiner Strauß verwelkter Veilchen. Sein Haar ist braun und gelockt, seine Lippen sind rot wie eine Granatblüte, und er hat große und träumerische Augen. Er versucht, ein Schauspiel fertigzuschreiben, aber kann nicht weiter vor Kälte. Es ist kein Feuer im Ofen, und der Hunger hat ihn ohnmächtig gemacht.“

„Ich will noch eine Nacht länger bei dir bleiben,“ sagte der Schwälbe-

rich, der eigentlich ein gutes Herz hatte. „Soll ich ihm auch einen Rubin bringen?“

„Ach; ich habe keinen Rubin mehr,“ sagte der Prinz, „nur meine Augen sind mir noch geblieben. Sie sind aus seltenen Saphiren gemacht, die man vor tausend Jahren aus Indien gebracht hat. Picke eines heraus und bringe es ihm. Er wird es an einen Juwelier verkaufen und sich dafür Essen und Feuerung verschaffen und sein Stück beenden.“

„Lieber Prinz,“ sagte der Schwälberich, „das kann ich nicht tun,“ und er begann zu weinen.

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „tu, wie ich dich heiße.“

Also pickte der Schwälberich dem Prinzen das Auge aus und flog zur Dachkammer des Studenten. Es war nicht schwer hineinzukommen, denn es war ein Loch im Dach. Durch das schlüpfte der Vogel in die kleine Stube. Der Jüngling hielt den Kopf in die Hände vergraben, und so hörte er nicht das Flattern des Vogels, und als er aufschaute, da fand er den schönen Saphir, der auf den verblaßten Beilchen lag.

„Man fängt an, mich zu würdigen,“ rief er aus; „das kommt sicher von einem großen Bewunderer. Nun kann ich mein Stück fertig schreiben.“ Und er sah ganz glücklich aus.

Am nächsten Tag flog der Schwälberich hinab zum Hafen. Er setzte sich auf den Mast des größten Schiffes und beobachtete die Matrosen, die an Tauern große Ballen aus dem Schiffsraum emporwanden. „Heb auf!“ schrieen sie bei jedem Ruck am Tau. „Ich geh' nach Agypten!“ rief der Vogel, aber niemand achtete auf ihn, und als der Mond aufging, flog er zu dem glücklichen Prinzen.

„Ich komme, dir Lebewohl zu sagen,“ rief er.

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?“

„Es ist Winter,“ sagte der Schwälberich, „und der kalte Schnee wird bald da sein. In Agypten scheint die Sonne warm auf die grünen Palmen, und die Krokodile liegen im Schlamm und schauen faul vor sich hin. Meine Gefährten bauen ihr Nest im Tempel von Baalbek, und die weiß- und rotgefiederten Tauben schauen ihnen zu und girren. Lieber Prinz, ich muß dich verlassen, aber ich will dich nie vergessen, und im nächsten Frühling bringe ich dir zwei schöne Edelsteine wieder für die, die du weggegeben hast. Der Rubin soll röter sein als eine rote Rose und der Saphir so blau wie die große See.“

„Dort unten auf dem Platz,“ sagte der Prinz, „da steht ein kleines Streichholzmädel, die hat ihre Hölzer in die Gasse fallen lassen, und sie sind alle verdorben. Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie ihm kein Geld heim-

bringt, und sie weint: Nimm mir das andere Auge aus und gib es ihr, und ihr Vater wird sie nicht schlagen."

"Ich will noch eine Nacht bei dir bleiben," sagte der Vogel, "aber ich kann dir dein Auge nicht ausspicken. Du wärest dann ja ganz blind."

"Vogel, Vogel, kleiner Vogel," sagte der Prinz, "tu, wie ich dich heiße."

Also pickte der Schwälberich dem Prinzen auch das andere Auge aus und flog damit weg. Er strich über den Kopf des Mädels hin und ließ den Edelstein in ihre Hand gleiten. "Was für eine hübsche Glasscherbe!" rief die Kleine und lief vergnügt nach Haus.

Darauf kam der Vogel zum Prinzen zurück. "Nun bist du blind," sagte er, "so will ich immer bei dir bleiben."

"Nein, kleiner Vogel," sagte der arme Prinz, "du mußt fort nach Ägypten."

"Ich will immer bei dir sein", sagte der Schwälberich und schloß zu Füßen des Prinzen ein.

Am nächsten Tage setzte er sich dem Prinzen auf die Schulter und erzählte ihm Geschichtchen von all dem, was er in fremden Ländern gesehen hatte. Er erzählte ihm von den roten Tischen, die in langen Reihen an den Nilufeln stehen und mit ihren Schnäbeln Goldfische fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt und in der Wüste lebt und alles weiß; von den Kaufleuten, die langsam neben ihren Kamelen einhergehen und Rosenkränze aus Bernstein in den Händen tragen; vom König des Mondgebirgs, der so schwarz ist wie Ebenholz und einen großen Kristall anbetet; von der großen grünen Schlange, die in einem Palmenbaum schläft und zwanzig Priester hat, die sie mit Honigkuchen füttern; und von den Pygmäen, die auf breiten, flachen Blättern über einen großen See segeln und mit den Schmetterlingen immer im Krieg liegen.

"Lieber kleiner Vogel," sagte der Prinz, "du erzählst mir von wunderbaren Dingen, aber wunderbarer als alles ist das Leiden von Mann und Weib. Kein Mysterium ist größer als das Elend. Fliege über meine Stadt, kleiner Vogel, und dann erzähle mir, was du darin gesehen hast."

Also flog der Schwälberich über die große Stadt und sah die Reichen froh und lustig in ihren schönen Häusern, während die Bettler an den Toren saßen. Er flog in dunkle Gassen hinab und sah die weißen Gesichter hungernder Kinder gleichgültig auf die schwarzen Straßen schauen. Unter einem Brückenhogen lagen zwei kleine Buben und hielten sich umschlungen, um sich aneinander zu wärmen. "Wir haben solchen Hunger!" sagten sie. "Ihr dürft hier nicht liegen", schrie sie der Wächter an, und so wanderten sie hinaus in den Regen.

Dann flog der Vogel zurück zum Prinzen und erzählte ihm, was er gesehen hatte.

„Ich bin ganz mit feinem Gold bedeckt,“ sagte der Prinz, „du mußt es abnehmen, Blatt für Blatt, und meinen Armen geben; die Lebenden glauben immer, daß Gold sie glücklich machen kann.“

Blatt um Blatt des feinen Goldes pickte ihm der Vogel ab, bis der glückliche Prinz ganz grau und düster aussah. Blatt um Blatt des feinen Goldes brachte er zu den Armen, und die Gesichter der Kinder wurden rösig, und sie lachten und spielten ihre Spiele in den Straßen. „Jetzt haben wir Brot!“ riefen sie.

Da kam der Schnee und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus, als wären sie aus Silber gemacht, so glänzend und glitzernd waren sie; lange Eiszapfen wie kristallne Dolche hingen von den Dachrinnen herunter; alles ging in dicken Pelzen aus, und die kleinen Jungen trugen dicke rote Mützen und liefen auf dem Eise. Dem armen kleinen Schwälberich wurde kälter und kälter; aber er wollte den Prinzen nicht verlassen, denn er liebte ihn zu sehr. Er pickte Krumen auf vor des Bäckers Tür, wenn der Bäcker gerade nicht hinsah, und versuchte sich warm zu halten, indem er mit seinen Flügeln schlug.

Aber schließlich mußte er doch, daß er sterben müsse. Er hatte gerade noch so viel Kraft, noch einmal dem Prinzen auf die Schulter zu fliegen. „Leb wohl, guter Prinz!“ sagte er ganz leise, „darf ich deine Hand küssen?“

„Ich freue mich, das du jetzt nach Ägypten gehst,“ sagte der Prinz, „du bist schon zu lang hiergeblieben, kleiner Schwälberich; aber du mußt mich auf den Mund küssen, denn ich liebe dich.“

„Ich gehe nicht nach Ägypten,“ sagte der Schwälberich. „Ich gehe in das Haus des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafes, nicht wahr?“

Und er küßte den glücklichen Prinzen auf den Mund und fiel tot nieder vor seine Füße.

Da tönte aus dem Innern des Standbildes ein eigentümliches Knacken, gleich als ob etwas zerbrochen wäre. Das bleierne Herz war mitten entzwei-geborsten. Es war auch ein strenger, harter Frost.

Früh am Morgen des nächsten Tages ging der Bürgermeister mit den Stadträten über den Platz. Als sie an der Säule vorbeikamen, schaute er zu dem Standbild hinauf: „Herrgott! Wie schäbig der glückliche Prinz aussieht!“ sagte er.

„Wirklich schäbig!“ sagten die Stadträte, die immer der Ansicht des Bürgermeisters waren, und dann schauten sie das Standbild an.

„Der Rubin ist aus seinem Schwert gefallen, seine Augen sind fort, und vergoldet ist er auch nicht mehr,“ sagte der Bürgermeister; „er sieht wahrhaftig nicht viel besser aus als ein Bettler.“

„Wenig besser als ein Bettler“, sagten die Räte.

„Und hier liegt wahrhaftig ein toter Vogel zu seinen Füßen!“ sagte der Bürgermeister. „Wir müssen wirklich eine Bekanntmachung erlassen, daß es Vögeln nicht erlaubt ist, hier zu sterben.“ Und der Stadtschreiber notierte diesen Vorschlag.

So wurde das Standbild des glücklichen Prinzen abgebrochen. „Da es nicht mehr schön ist, hat es auch keinen nützlichen Zweck mehr,“ sagte der Kunstprofessor der Universität.

Hierauf wurde die Statue in einem Brennofen geschmolzen, und der Bürgermeister berief eine Versammlung, die entscheiden sollte, was mit dem Metall zu geschehen habe. „Wir müssen natürlich ein anderes Denkmal haben,“ sagte er, „und das muß ein Denkmal von mir sein.“

„Von mir,“ sagte jeder der Stadträte, und sie zankten sich. Als ich das letztemal von ihnen hörte, zankten sie sich noch immer.

„Wie sonderbar!“ sagte der Werksführer in der Schmelzhütte. „Dieses gebrochene Bleiherz will nicht schmelzen. Wir müssen es wegwerfen, wie es ist.“ So warf man es auf einen Rehrichthaufen, auf dem auch die tote Schwalbe lag.

„Bring mir die beiden kostbarsten Dinge in der Stadt,“ sagte Gott zu einem seiner Engel; und der Engel brachte ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

„Du hast recht gewählt,“ sagte Gott, „denn in meinem Paradiesgarten wird dieser kleine Vogel für alle Zeiten singen, und in meiner goldenen Stadt wird der glückliche Prinz mich lobpreisen.“

Hoffnung.

Nachdruck verboten.

Es blühten die Rosen so reich im Jahr,
Ein goldener Glanz lag auf deinem Haar —
Wir gingen zu zweit durch die Felder.

Voll Licht war der Tag und voll Duft das Land.
Die Sonne hing purpurn am Hügelrand —
Es war ein so seliges Wandern.

Die Rosen erblahten zu früh im Jahr —
Das Leben verrann, aller Freude bar —
Nacht lagen die Wiesen und Wälder.

Ein Windstoß verballte zerriss'nes Gewölk,
fahl brannte die Sonne, ermüdet und welt —
Wir schritten im Marsch mit den andern.

Nur immer voran, so ertrotztest du,
Nur immer voran, unserem Ziele zu —
Schon grünt frisches Saatkorn die Felder.

Und sind alle Rosen verblüht dies Jahr,
Ein anderes schafft dir Knospen ins Haar
Und läßt uns zu zweit wieder wandern.

Maja Matthey.
